

Taubmanniana.

Wer weiß noch etwas von Friedrich Taubmann, weiland Professor der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften von 1595 bis 1613 an der Universität Wittenberg? Ich wüßte auch nichts von ihm, wenn mir nicht einmal unter alten Schmökern ein kleines schweinsledernes und gar ergögliches Büchlein zugeflogen wäre: „Taubmanniana oder des sinnreichen Poeten's Friedrich Taubmann's nachdenkliches Leben, scharfsinnige Sprüche, kluge Hof- und scherzhafte Studentenreden, wie auch dessen denkwürdige Gedichte, artige Begebenheiten und was dem allen gleichförmig“ aus dem Jahre 1710 „Frankfurt und Leipzig bey Joh. Wilh. Meyern, mit einem Kupfer des sinnreichen Poeten verzieret.“ Er muß ein in einer Zeit, in der es Originale gab, besonders veranlagtes Original gewesen sein, ein frommer, antirömischer Protestant, ein anerkannter Gelehrter und Poet, der sofort mit allerhand lateinischen Versen dienen konnte, ein bewußter Deutscher, kernig und knorrig, oft so derb in seinem Humor und seiner Satire, daß man diese seine Bemerkungen kaum wiedergeben kann, die das Häßliche wohl eindeutig nennen, aber an den Pranger stellen, und so unbeflegbar schlagfertig, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte, und die Spötter mundtot gemacht wurden. Er war ein beim kurfürstlichen Hofe gern gesehener, aber durch die Schläge seiner Satire auch gefürchteter Gast und mochte zuweilen als ein Art geistreicher Hofnarr angesehen werden. Damals scheint man aber derbe Worte und Streiche ganz gut verdaut zu haben.

Der ungekannte Herausgeber sagt in der Vorrede: er brauche nicht die Schminke besondern Lobens seines Helden, denn Taubmanns Name allein genüge, „daß er einen Leser charmieren und ein curieuses Gemüth auf einmal einnehmen kann.“ „Die neubegierige Welt ist von einer artigen Complexion und hat fast die Natur der kitzlichen Weiber an sich.“ So soll hier allen, „welche sich an lateinischen und französischen Tractamenten satt und überdrüssig gegessen haben“, ein angenehmes Deutsches Konfekt aufgesetzt und vorgelegt werden.

Nach allerhand „Judicia, Urtheile und gelehrter Männer Gedanken über Taubmann und seine Schriften“, meist in lateinischer Sprache und vielfach in metrischer Form, wird in einem zweiten Theil „das wohlgeführte Leben und das nachdenkliche Lebensende Friedrich Taubmannens“ blumenreich beschrieben. „Es gibt zweierlei Mittel, sich unvergänglich zu machen, durch stets währende Fortpflanzung des Geschlechts als durch den nach dem Tode habenden unsterblichen Nachruhm“. Jenes Mittels können auch die „unvernünftigen Tiere zu Entfliehung der gänzlichen Vernichtung gebrauchen, dieses kommt allein denen vernünftigen Creaturen zu“. Das letztere ist „in allen Stücken weit fürzuziehen“. Durch das „tieffe Grab“ wird solche Ehre nicht vermindert, ebensowenig wie die Höhe der Pyramiden durch ihren in die Erde gelegten Grund, sondern „steigt um so höher auf wie des Magellans siegendes Schiff die große Kugel umläufft“. Darum soll jeder „mit äußerster Vermögen darnach streben, Ehre und Ruhm zu erlangen. „Die Ehre ist die allerbeste Anreizung, wunderwürdige Sachen zu verrichten. Da haben zwar viele falsche Wege eingeschlagen, um Ehrengedächtnis zu erlangen wie Alba mit seiner Statue zu Antorff, die zerbrochen wurde, und Herostatus mit Einäschung des Ephesinischen Tempels. Wer aber ehrlich lebt und darauf festig stirbt“, dem entspricht Nachruhm und „sein Lob wird mit vollem Halse über den ganzen Erdkreis ausgeblasen“. Wenn jemand, so ist dessen würdig „der hochgelahrte Friedrich Taubmann, weyland Poeta, Philologus und Professor Humanitatis auf der Churfürstl. Sächsl. Universität Wittenberg“. „Wer so als eine Sonne geglänzet“, den will der Chronist als ein kleiner Apelles mit einigen lebendigen Farben abconterfeyen und als ein schimmerndes Tugendlicht auf den Leuchter setzen“. „Bis nach Dännemarc, Frankreich und Engelland u. a.“ habe man ihn als ein „Meer aller Künste und Wissenschaften admirire“. Nach so bombastischen Einleitungsworten stellt er fest, daß diesen „in dem ganzen Europa funkelnden Edelstein das edle Sachsen aus dem lieblichen Frankelände entlehnet“ hat. Er nennt noch andre aus diesem stammende Leuchten der Wissenschaft wie Martin Pollichius, der dem Kurfürst Fridericus den Rat gegeben habe, in Wittenberg eine hohe Schule zu stiften. Wie z. B. „Ulissee, das unbekannte Ithaca, der beredte Cicero das nichtswürdige Arpinum, Melanchthon das „Nothige Bretta“ geadelt haben, so Taubmann das „Fränkische Wonses“ Marcus Taubmann,

sein Vater, ein Schuster, und Barbara Hoffmannin, waren seine armen, aber frommen Eltern. Nach des Vaters Tode hat sein Stiefvater, ein armer Schneider, sein Stieffsohnlein wohl auferzogen, auch nachdem eine „treuherzige Stieffmutter“ an seiner Mutter Stelle trat. Er wurde zum Schneiderhandwerk ansersehen, ist aber „lieber mit der Gelehrten ihren Schriften und Büchern als mit der Schneider ihren Steck- und spitzen Nähnadeln umgegangen“. Der Stiefvater führte ihn nach Culmbach in die Schule „mit seinem ganzen patrimonio, welches 50 Groschen gewesen“. Dann hat er „nicht dem schädlichen Müßiggang oder andren Itzpigkeiten, viel weniger den lockenden Syrenen dieser Welt, wodurch die schlüpfrige Jugend sonst leicht verführet wird, Gehör gegeben, sondern seines Studirens fleißig abgewartet“. Er mußte seiner Armut wegen in den 4 Jahren in Culmbach „einen Current-Schüler abgeben und mit seinem Brodt-Sack für andrer Leute Thüre singen“. Dann 1582 kam er in das vom Fürsten zu Anspach gestiftete „Gymnasium zu Heyls-Bronn“. Er „excellierte“ schon damals „in der Poesis und Dichterkunst“. Davon „raisonnierte“ ein Dichter: „Lutherus unter Deutschen Propheten — Taubmannus unter Lateinischen Poeten — in spiritu und in Thaten — die sind am besten geraten“. Aber auch seiner „heßlichen und lustigen Conversation konnte, wer auch nur mit ihm umging, seiner so leicht nicht überdrüssig werden“. Durch seine „anständigen und höflichen Scherzreden“ hat er „viel Traurige erheitet, unterschiedliche Krancke sind dadurch von der Melancholy abgehalten“. Mit einem ansehnlichen Stipendium seines Fürsten wurde er 1792 nach Wittenberg geschickt. Nach noch nicht drei Jahren wurde „fast über den größten Theil Deutschlands“ von ihm geredet, 1595 wurde er einmütig zum „Professor Poesos ernennet“. Als Rektor und Dekan hat er „94 Männern den gradum Magisterii ertheilet“. Sein Herz war nicht „mit heydnischer Prophanität und Epicurischer Sicherheit eingenommen. Er hörte den heydnischen Scribenten zu wie den Fröschen und den Christlichen, als den Nachtigallen“. Unter allen Büchern hatte er keines so lieb als die „heilige Bibel“, die er „19 mahl hinausgelesen“, hat „auch die Predigten göttlichen Wortes jederzeit fleißig besucht und das 8. Abendmahl gleichergestalt zu rechter Zeit zu Stärkung seines Glaubens und Vergebung seiner Sünden zum öfftern gebrauchet“. Seine Studenten hat er „also ernsthaftig angemahnet, daß sie ihre blühende Zeit wohl beachten, und sich selbst als

ein Exempel vor Augen gestellt und das biblische Wort oft gebraucht: „Verflucht sey, wer des Herrn Werk nachlässig tut“. Er hat seine „alte unvermögende Stieffmutter“ bis an ihr Ende „vergnüglich unterhalten“. Gott segnete ihn mit einem „tugendsamen, frommen, schönen und reichen Weibe, welche alle Tugenden und Eigenschafften an sich gehabt, die einen jungen Menschen charmieren und das Herz einnehmen können“. Sie erzeugten 3 Söhne und 2 Töchter. Zwei Söhne starben jung, der älteste wurde Professor Juris zu Wittenberg, der aber zugleich fest in der Theologischen Wissenschaft war und sich der Lehre Lutheri treu annahm, ein „Sacerdos Justitiae“. Die älteste Tochter starb als Braut. Mit Leibeschwachheit heimgesucht, hat er sich vor dem Tode nicht gefürchtet, sondern sich Gott ergeben und nicht auf „Arznei-Mittel“, sondern aufs Gebet vertraut: „Kein Kraut noch Pflaster wird helfen, sondern alleine das liebe Gebet“. — „Ich habe den lieben Gott nun genug probiret mein lebenslang, er wird mich jezo nicht verlassen“. Im Traum sah er sich im Sarge. Nicht ganz 48 Jahre alt verschied er. Der Berichterstatter setzt ihm die Grab-schrift: „Dem Prinz der Poesie in großer Lustbarkeit — Taubmanno ist diß Grab und diese Grufft bereit: — Wer seiner Poesie wird können gleiche fliegen — der soll auch neben ihm als ein Poete liegen“.

Im dritten Theile eine Blüthenlese: „scharffsinnige Sprüche, kluge Hoff- und Studenten reden, auch artige Begebenheiten Taubmanns“. Daraus einiges zur Ergözung der Leser:

Da er in Culmbach das Brod vor andrer Leute Thür suchen mußte und zur Winterszeit ganz elend bekleidet vor eines Bürgermeisters Thür kam und gefragt wurde: warum ihn nicht feiere? antwortete er: „Weil ich alle meine Fest- und Alltagskleider anhab“. Worauf ihn der Bürgermeister von Haupt bis zu Fuß kleiden ließ.

Als dem Professor Schmidius in hohem Alter von seiner jungen Frau ein Sohn geboren wurde, nannte er ihn Adam. Taubmann sagte: „Herr College! Ihr habt zwar vom An- gefangen, werdet aber schwerlich zum B kommen, weil die Jahre da sind, die einem nicht gefallen.“

Armuth der Poeten: Als einer von Taubmanns Tischgenossen unterschiedliche lobte, welche allerhand Methodos und methodologias geschrieben, sprach er: „Diß ist alles gut, bedaure aber, daß keiner einen methodum geschrieben, wie die Poeten sollen reich werden“.

Narrenkappen: Ein Hofrat sagte zu L. im Scherz, daß die Kappen, die damals die Professoren trugen, den Narrenkappen nicht sehr ungleich wären. Darauf L.: „Mein Herr Rat! Wir Professores tragen unsre Kappen offenbarlich, ihr aber Eure Narrenkappen am Hofe unter dem Staatsmantel verborgen“.

Musizieren: L. hatte mit seiner Laute dem Cardinal Clefel und seinen Sacellanis am Hofe „ganz artig vorgespielt, worauf ihm etliche agiren wolten mit Vermelden, er musicire so lieblich, wie der Orpheus. „Freyllich“ antwortete L., „drum habe ich auch als ein andrer Orpheus so einen Hauffen Römischer Bestien um mich her sitzen“. Das klingt beleidigend, war aber im Scherz gemeint, und da konnte man damals manchen Puff vertragen.

Einbildung: Ein eingebildeter „Hof-Schranke“ zu Dresden sagte, er wollte 100 Thaler drum geben, daß die Welt wüßte, was er für ein Mann wäre. Diesem sagte L. ins Ohr: „Ihr sollet billich zweyhundert Rthlr. drum geben, daß man es nicht wisse“.

Bart: Kurfürst Christian II. sagte zu L.: sein Bart sei auf der einen Seite grauer als auf der andren. Er antwortet: „Auff dieser Seite haben mich auch die ungestümen Hof-Winde in Dresden mehr angewehet“.

Wahrheit: Derselbe Kurfürst sagte an der Tafel: Er habe alles an seinem Hofe und es fehle ihm nichts. „Ja“, sagte L.: „eines fehlt doch, nemlich die Wahrheit; denn dieselbe liegt nicht mehr krauß zu Bette, sondern ist gar ohne Beichtvater am Hofe gestorben“.

Heiraten: L. wurde gefragt, warum er die jüngste Tochter eines gemeinen Bürgers in Wittenberg geheiratet habe. Er antwortete, er habe es um das ausgebaute Haus und um das junge Mädchen getan; denn diese sei gut in seinen Augen und jenes gut für seinen Beutel.

Weiberwort: „Meine Frau“, sprach L., „ist ein lustiger Gesell, ist wie das Echo am Wittenbergischen Elster-Thor, sie will allezeit das letzte Wort haben“.

Brillenmacher: L. kam verkleidet nach Torgau zum Kurfürsten und bat um ein Almosen mit dem Vorgeben, sein Handwerk gelte nichts mehr. Auf dessen Frage, was er denn für ein Handwerk gelernt habe, sagte er: er wäre ein Brillenmacher; aber seine Ware gehe ihm nicht mehr ab, weil Fürsten und Herren jetzt durch die Finger sehen.

Durchbringen: Von einem Bürger in Wittenberg, der das Seine „Niederlich vertan, versoffen und verschessen“,

sagte T.: „Der Mann hat einen guten Magen, er kann steinerne Häuser verdauen“.

Magen: Als ein Jurist ihn fragte, woher er so fein essen könnte, antwortete er: „Mein Magen stehet immer offen wie ein Advokaten-Beutel, der nimmer genug hat, je mehr drin ist, je mehr hinein will“.

Rom: Als Cardinal Clesel von T. gefragt wurde: ob er auch wohl wisse, wo Gott nicht wäre, und jener antwortete: „In der Hölle“, sprach T.: „Nein, zu Rom ist er nicht; denn da hat er einen Statthalter“. Worüber der Kurfürst und selbst der Cardinal „herzlich lachen mußten“.

Religionsfreiheit: Als derselbe Cardinal zu Kurfürst Christian II. wegen Sperrung des Exercitii Religionis und Zwang zum Pabsttum in Oesterreich und Ungarn sagte: „daß man in Wien beschloffen, die Lutheraner daselbst bey ihrem Glauben zu lassen, außerhalb der öffentlichen Übung ihrer Religion“, sagte T.: „Das wäre eben soviel, als wenn einer dem Cardinal das Leben ließe, doch so fern, daß er nicht essen sollte“.

In Krieg ziehen: Von einem seiner Tischburschen, der all das Seine vertan und leßlich in Krieg zog, sagte T.: „So geht's, ihr Herren! Wenn man das Gold und Silber vertan hat, muß man notwendig das Eisen ergreifen“.

Poeten-Diebstahl: „Die neuen Poeten machen es wie mein Nachbar, Meister Christian der Schneider, welcher aus denen alten erkaufften Studentenmänteln Hosen und Wambs verfertigt und mit Gold verbremmen läßet, daß man das erkauffte Gewand nicht erkennen könne“.

Sorgen und sich versorgen: Kurfürst Christian hatte T. zu Gaste geladen. Wie nun dieser zwei gebratene Rebhühner einwickelte und einsteckte, sagte jener: „Herr Professor! Ihr sollt nicht sorgen, was ihr essen werdet“. „Ganz recht“, sagte T., „ich will auch nicht sorgen, darum stecke ich eben die Hühner in meine Tasche“.

Hofftten: T. wurde gefragt, wie er doch so wohl bei Hofe könne durchkommen. „Das kommt daher“, sprach er, „weil ich alle ehre und niemanden zuviel traue“.

Bücher verlegen: Ein Buchhändler zeigte T. einen Roman mit der Bemerkung: Er mündre sich, daß sich Leute finden, welche solche Bücher verlegten. „Ja“, antwortete T., „es wäre gut, daß alle dergleichen Schrifften so verlegt würden, nemlich, daß man sie nicht finden könnte“.

Studenten: T. sagte: „Ihr Herren, wenn euer Vater sein Geld addiret, und das Söhnen auff Universitäten

solches subtrahiret, wenn solches nicht vom Vater wird multipliciret, so wird es warlich Studentischerweise dividiret“.

Weinschenker: T. sagte, es wäre kein Wunder, wenn die Elbe bei Wittenberg austräte und die Acker verderbe, weil sie auch wohl in der Weinschenke Keller laufe und alle guten Weine verderbe, — dadurch andeutend, daß die Wirte den Wein mit Wasser vermengen, ehe sie ihn den Professoren und Studenten verkaufen.

Bettler: Ein Bettler wollte „zum Blutsfreundschaft, mit deren er ihm zugetan sei“, ein Almosen. Auf die Frage, wie er sein Blutsfreund sein könne, sagte der Bettler: weil sie beide aus den Lenden Adams entsprossen. T. gab ihm einen großen Sack, warf einen Pfennig hinein und sagte: „Nun laß Dir einen jeden, der aus den Lenden Adams entsprossen und also Dir verwandt, so viel geben, so wirst Du mehr haben als T. hat und alle Poeten haben“.

Der große Dreschflegel: Ein großer Herr, der gewohnt war, ziemlich grob mit den Leuten zu scherzen, hielt ihm beim Begrüßen die Hand fest und sagte: „Was macht Ihr doch daheim, daß Ihr so grobe und harte Sant habet: Ich glaube, Ihr seyd ein Drescher“. „Es kan seyn“, versetzte T., „es ist fast erraten: Ich habe ich den Flegel schon in der Hand“.

Schinder: Als T. einen Wirt, einen Arzt und einen Scharfrichter beisammen stehen sah, sprach er: „Das sind die drey vornehmsten Schinder; denn der Wirt schindet die Gesunden, der Arzt die Kranken, der Scharfrichter die Todten“.

Kanzel-Plauderer: Als ein alter ansehnlicher Academicus mit großem Gepränge auftrat und doch wenig Erbauliches auf der Kanzel herredete, sagte T. auf die Frage des Erasmus Schmidius: wie ihm die Predigt gefalle: „Er hätte noch keinen Studenten gehört, der mit solchem großen Ansehen und Gravität so viel gesagt hätte, als nichts, wie dieser in seiner Predigt“.

Im vierten Teil sind noch allerlei „ernst- und scherzhafteste Gedichte“ in guten lateinischen Versen gesammelt mit Anspielungen auf Personen und Titeln wie: „Grab-schrift eines kleinen Flohes“, oder „als einer seiner Tischburschen ihm sein Brodmesser gemauset.“

Das kleine Heft „Taubmanniana“ kann einige vernünftige Stunden bereiten, weil in den Scherzworten, die kein Blatt vor den derben Mund nehmen, manches Körnlein Lebensweisheit steckt.